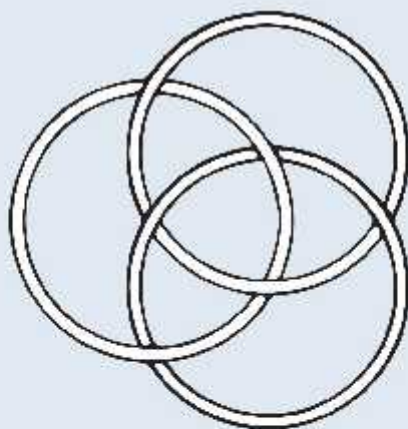


Kurt Walter Zeidler

GRUNDRISS DER TRANSZENDENTALEN LOGIK

Dritte, ergänzte Auflage



F&P

FERSTL & PERZ
VERLAG WIEN

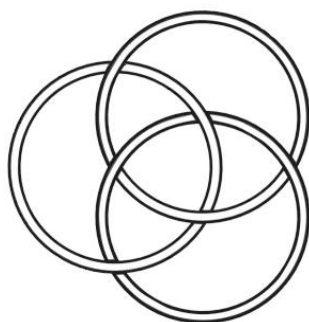
Kurt Walter Zeidler

GRUNDRISS

Kurt Walter Zeidler

**GRUNDRISS DER
TRANSZENDENTALEN
LOGIK**

Dritte, ergänzte Auflage



Meiner Frau

Copyright © 2017 Ferstl & Perz Verlag, Wien

All rights reserved.

ISBN: 978-3-902803-22-1

Vorwort zur dritten Auflage

Eine dritte Auflage war bereits vor über einem Jahrzehnt im Gespräch, da aber der Verlag einging, in dem die erste (1992) und die zweite Auflage (1997) erschienen, war der *Grundriß* seit längerer Zeit nicht mehr im Buchhandel erhältlich. Mein besonderer Dank gilt darum dem Verleger, der die neue Auflage ermöglichte.

Die vorliegende dritte, ergänzte Auflage bietet, abgesehen von einigen kleineren, teils stillschweigend vorgenommenen Korrekturen, teils durch eckige Klammern gekennzeichneten Ergänzungen, den Text der ‚zweiten, überarbeiteten Auflage‘, sowie einen *Nachtrag zur Metaphysischen Deduktion* (S. 283–324). Der *Nachtrag* dient – wie schon die Ausführungen zu Werner Flach, *Grundzüge der Erkenntnislehre* (Würzburg 1994) in der zweiten Auflage (vgl. S. 6, 131ff.) – der Auseinandersetzung mit neuer systematisch relevanter Literatur, wobei sich diesmal die Gelegenheit bot, die Beweisstruktur und die Hauptargumente des *Grundrisses* zu rekapitulieren, sowie seine ontologischen und subjekttheoretischen Konsequenzen zusammenfassend zu skizzieren. Der *Nachtrag* kann somit zu vertiefender und weiterführender Orientierung dienen. Einen vorläufigen Ersatz für die in der zweiten Auflage als „Einführung in die erkenntniskritische Problematik“ angekündigte ‚Einleitung in die Erkenntnislehre‘ bieten hingegen die unlängst im selben Verlag erschienenen *Grundlegungen* (2016), zumal der einführende Beitrag ‚Vernunft und Letztbegründung‘ (S. 11–60) aus Vorarbeiten zu der geplanten Erkenntnislehre hervorgegangen ist.

Wien, im August 2017

Kurt Walter Zeidler

*Wenn man Erfinder sein will,
so verlangt man, der Erste zu sein;
will man nur Wahrheit,
so verlangt man Vorgänger.*

Immanuel Kant

Vorwort zur zweiten Auflage

Da es sich bei einem ‚Grundriß der transzendentalen Logik‘ nur um eine Skizze der Transzendentalphilosophie handeln kann, besteht weniger das Bedürfnis nach umständlichen Vorwörtern, denn nach ausführlicher Erläuterung. Weil die erwünschte Ausführlichkeit aber nicht ohne beträchtliche Erweiterung des Seitenumfanges hätte erreicht werden können und weil überdies eine demnächst erscheinende ‚Einleitung in die Erkenntnislehre‘ dem Bedürfnis nach einer Einführung in die erkenntniskritische Problematik entgegenkommen soll, beschränken sich die Änderungen in dieser zweiten Auflage vor allem auf die Korrektur von Druckfehlern, sowie gelegentliche Hinweise auf meine ‚Kritische Dialektik und Transzendentalontologie‘ (Bonn 1995), in der die hier nur angedeutete Auseinandersetzung mit dem Neukantianismus und der post-neukantianischen Transzendentalphilosophie eingehender dokumentiert ist. In Zusammenhang mit dieser Auseinandersetzung steht auch der umfangreichste Textzusatz der neuen Auflage (S. 131ff.): nachdem mit Werner Flachs ‚Grundzügen der Erkenntnislehre‘ (Würzburg 1994) erst vor kurzem ein Werk erschienen ist, das die verschiedenen neukantianischen Anläufe zu einer kritizistischen Geltungstheorie nicht bloß fortsetzt, sondern in Gestalt einer urteilslogischen Prinzipientheorie vollendet, durfte eine nähere Auseinandersetzung mit dieser Arbeit

nicht unterbleiben. Diese Auseinandersetzung durfte um so weniger unterbleiben, als die Differenz zwischen der neukantianischen Geltungstheorie und der hier vertretenen Auffassung nicht nur für die Kantinterpretation, sondern für jede philosophische Logiktheorie von fundamentaler Bedeutung ist.

An dieser Stelle sei darum nochmals auf den Angelpunkt der vorliegenden Abhandlung hingewiesen, der bereits in den ersten Sätzen der ‚Einleitung‘ angesprochen wird, wenn von der Transzendentalphilosophie als einer Theorie der Vermittlung und der Selbst- und Letztbegründung die Rede ist. Diese Begriffsbestimmungen sollten vorweg verdeutlichen, daß Transzendentalität weder an einer Theorie des Subjekts noch an einer Theorie des Objekts festzumachen ist, sondern als Lehre von den Bedingungen der Möglichkeit der Subjekt-Objekt-Beziehung – und darum zugleich als Konstitutionstheorie aller sogenannten Subjektivität und Objektivität – entfaltet werden muß. Transzendentalität meint folglich in letzter Instanz die Subjektivität und Objektivität bergende und entäussernde Mitte, die nicht bloß nachträglich das urteilsmäßig bereits Gedachte zusammenschließt, sondern ebensosehr die Form ist, die ihre Inhalte erschließt, indem sie sich zur Manifestation ihrer selbst entschließt. Diesen Kreis von Schlüssen, den die gegenstandsorientierte und urteilslogische Reflexion immer schon hinter sich und immer noch vor sich hat, zu denken und damit das Denken selbst zu denken, ist die vornehmste Aufgabe der transzendentalen Logik, sofern sie die „Beziehung“ der Erkenntnis „auf das Objekt“ und nicht „nur die logische Form im Verhältnisse der Erkenntnisse auf einander“ betrachten soll (*KrVA* 55/B 79).

Diese Aufgabenstellung kann als spekulativ-idealistische Abkehr von der transzendentalen Frage Kants erscheinen, weil Kant sein eigenes transzendentallogisches Programm durchkreuzt, wenn er die formallogischen

„Verhältnisse der Erkenntnisse auf einander“ mit der „Form des Denkens überhaupt“ identifiziert (ibid.; vgl. unten, § 9), solcherart eine bloß subjektive Denkform von der transzendentallogischen Objektbeziehung der Erkenntnis abgrenzt und dadurch in die mißliche Lage gerät, zuerst in einer ‚Metaphysischen Deduktion‘ die Formen des Gegenstandsdenkens (die Kategorien) in Anlehnung an die Urteilslogik entwickeln und danach in einer ‚Transzendentalen Deduktion‘ den Objektbezug dieser Denkformen beweisen zu müssen. Sofern man die problematische Verbindung von Metaphysischer und Transzendentaler Deduktion nicht mit erkenntnispsychologischen oder wissenschaftstheoretischen Seitenblicken auf eine Theorie des Erkenntnissubjekts bzw. des Erkenntnisgegenstandes überspielen will, wird man daher in letzter Konsequenz entweder das transzendentallogische Programm auf die Prinzipientheorie der Urteilslogik konzentrieren (Flach [1994], S. 251) oder aber man wird das Problem der Verbindung (der Synthesis) beider Deduktionen in Angriff nehmen müssen, das Kant mit der Frage nach der Möglichkeit einer apriorischen Synthesis und mit dem Hinweis auf die ‚ursprünglich-synthetische Einheit der Apperzeption‘ einerseits aufgezeigt und benannt und im Grunde genommen mit seiner Ideenlehre auch schon gelöst hat, dessen Lösung er aber andererseits dennoch verfehlen mußte, insoweit seine Argumentation – ungeachtet aller Kritik an der rationalistischen Schulmetaphysik – einem rationalistischen Methodenverständnis verhaftet blieb.

Die Aufgabe, die reine Synthesis als solche zu denken, sie nicht bloß als Verknüpfung vorgefundener Materialien oder als nachträgliche subsumtive Verknüpfung von Urteilen aufzufassen, ist denn auch so wenig originell, daß sie vielmehr die Grundfrage einer jeglichen Theorie ist, die Anspruch darauf erheben darf als philosophische Logik zu gelten. Die vorliegende Untersuchung mußte darum einerseits den Begriff der Transzendentalphilosophie und

der transzendentalen Logik aus seiner historischen Fixierung auf die Kantische und die nach-kantische Philosophie lösen. Insofern ihre Aufgabenstellung dem von Reinhold, über Fichte und Hegel bis zu Peirce und dem ausgehenden Neukantianismus (Natorp) verfolgten Projekt einer spekulativ-genetischen Grundlegung der Kantischen Systematik entspricht, durfte sie aber andererseits die vielfältigen Bezüge zu den genannten Autoren nicht gänzlich verleugnen, obwohl sie dadurch Gefahr läuft, als historische Untersuchung mißverstanden zu werden. Die Gefahr dieses Mißverständnisses ist allerdings ebenso unvermeidbar wie gering, wenn man bedenkt, daß die systematische Philosophie heute insgesamt in Gefahr steht, zwischen historischer Gelehrsamkeit und formalwissenschaftlicher Axiomatik zerrieben zu werden.

Wien, im Februar 1997

Kurt Walter Zeidler

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	15
1. Exposition der Erfahrungs- und Prinzipienproblematik	23
§ 1. Objektivität und subjektive Konstitution der Erfahrung	23
§ 2. Der prinzipientheoretische Zirkel	27
§ 3. Dimensionierung oder Definition des Erfahrungsbegriffs?	34
§ 4. Kritik und System der reinen Vernunft	39
2. Der ostensive Beweis	44
§ 5. Vernunft und Erfahrung	44
§ 6. Die Voraussetzungen der Deduktion	49
§ 7. Exemplarische Verdeutlichung oder Begründung der Prinzipien?	54
§ 8. Apagogische Rekonstruktion oder ostensiver Beweis?	59
§ 9. Formale und transzendente Logik	65
3. Deduktion und Schematismus – Verstand und innerer Sinn	69
§ 10. Die Transzendente Deduktion	69
§ 11. Das Schematismuskapitel	76
§ 12. Die subjektive Deduktion	80
§ 13. Der Paralogismus des inneren Sinns	85
4. Das Leitfadenkapitel und die Problematik des Dings an sich	89
§ 14. Die Problematik des Leitfadenkapitels	89
§ 15. Der Beweisgang des Leitfadenkapitels	95
§ 16. Form und Inhalt der Erscheinung	103

5. Entfaltung der kategorialen Systematik	108
§ 17. Die Funktionen der Einheit unter unseren Vorstellungen	108
§ 18. Verstandesfunktion und Urteilsform	114
§ 19. Der Satz der Identität	118
§ 20. Der Satz vom Widerspruch	127
§ 21. Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten	135
6. Die Vollständigkeit der Kantischen Kategorientafel	142
§ 22. Einheit von Verstandes- und Gegebenheitsformen	142
§ 23. Reines Schema und Gegenstandsschema	149
§ 24. Die Einheit der Reflexion	155
§ 25. Die reflexiv-synthetische Fundierung der Gegenstandskategorien	167
7. Idee und Schluß	173
§ 26. Vernunftidee und Vernunftgebrauch	173
§ 27. Aristotelische und aristotelisch-scholastische Logik	179
§ 28. Frage nach der Einheit der Vernunft	187
§ 29. Durchgang durch den Skeptizismus	190
§ 30. Platons Begründung der transzendentalen Logik	199
8. Transzendentaler Syllogismus und Raumschematismus	204
§ 31. Der vollständig gesetzte Begriff – Hegel	204
§ 32. Die Einheit der Zeichenrepräsentation – Peirce	209
§ 33. Einheit von Subjektivität und Objektivität	215
§ 34. Der Raumschematismus	219
9. Idee und Wahrheitswert	231
§ 35. Der Logos des Seins: Kant und Platon	231
§ 36. Der Wahrheitswert	239
§ 37. Selbstreflexion des Logikkalküls	246

10. Die Selbstobjektivierung der Vernunft	256
§ 38. Zusammenfassung	256
§ 39. Erneute Frage nach der Einheit der Vernunft ...	259
§ 40. Die Maximen der Vernunft	263
§ 41. Was heißt: Sich im Denken orientieren?	268
§ 42. Der reine Idealismus	275
 Tafel der Funktionen und Kategorien	 280
 Nachtrag zur Metaphysischen Deduktion	 283
 Literaturverzeichnis	 325

EINLEITUNG

Philosophie ist radikale Reflexion und hat als solche, selbst wenn sie alle sonstige Bedeutung verloren hätte, zumindest ihre kritische Funktion. Sie ist darum gegenwärtig auch nur ‚im Gespräch‘, soweit sie den universellen Ideologieverdacht ausmünzt, auf den sich seit Bacons Idolenlehre das Programm jeglicher ‚Moderne‘ gründet. Eine Gegenwartsphilosophie, die sich nur als Analyse der *idola tribus, specus, fori und theatri* – also nur evolutionstheoretisch, psychoanalytisch, sprachanalytisch oder ideologiekritisch – meint legitimieren zu können, reduziert sich jedoch zwangsläufig auf den meta-empirischen Überbau ihrer Legitimationsbasis und wird selbst in dem Maße dogmatisch, in dem sie, vom eigenen Wissenschaftsanspruch oder moralischen Pathos ausgehend, die ‚fundamentalistischen‘ Begründungsansprüche einer vormaligen Philosophie bloß distanziert. Hat man die Reduktion des Subjekts möglicher Prädikation auf seine, als Faktum bereits beschreibbaren Rollen (seine biologisch oder zivilisatorisch erworbenen Kompetenzen), erst einmal als beschlossene Sache vorausgesetzt, dann fällt es nicht mehr sonderlich schwer, das metaphysische Denken als systemerhaltenden Objektivismus oder die Transzendentalphilosophie als subjektivistische Bewußtseinstheorie und mythologisierende Psychologie zu entlarven, ist man damit doch von vornherein an der Fragestellung dieser einstigen Philosophie vorbeigegangen: an der Frage nach dem Subjekt möglicher Prädikation oder, anders formuliert, an der Frage nach demjenigen, was nicht bloß vermittelt, sondern die Vermittlung selbst ist.

Philosophie ist daher ihrem vollen Begriffe nach Kritik und Selbstkritik: sie hat die Voraussetzungen ihrer Kritik zu begründen und folglich sich selbst zu begründen. Ver-

steht man die Philosophie auf diese Weise in Abhebung von allen empirischen Einzelwissenschaften und deduktiv-axiomatischen Disziplinen als Prinzipienwissenschaft, so ist sie doch letzteren nicht in abstrakter Reinheit – etwa als Wissenschaft vom Übersinnlichen – bloß gegenüberzustellen. Philosophie ist als Kritik allen Vorwissens und als prinzipientheoretische Selbstkritik zugleich universelle Theorie der Anwendung ihrer Prinzipien. Sie ist begründendes Wissen nicht nur ihrer eigenen Prinzipien, sondern auch der Prinzipien allen anderen Wissens und ist insofern spekulative und transzendente Logik in einem: Lehre von den Bedingungen der Möglichkeit der Prinzipienenerkenntnis und zugleich Lehre von den Bedingungen der Möglichkeit des Erkennens überhaupt. Da die Bedingungen der Möglichkeit des Erkennens auch diejenigen des Erkannten sein müssen, sofern Form und Inhalt des Erkennens nicht auf ewig auseinanderklaffen und die Möglichkeit jeder Prinzipienenerkenntnis dementieren sollen, ist die spekulative und transzendente Logik zudem Ontologie und Phänomenologie: allgemeine Seinslehre und Lehre von den Gegebenheitsweisen dessen was ist. Der vorliegende Grundriß der transzendentalen Logik hätte darum ebensogut Grundriß der spekulativen oder dialektischen Logik, wie auch der Ontologie oder Phänomenologie heißen können, und würde man unter Logik nicht allgemein die bloß formale Logik verstehen, dann wäre der passendste Titel für diese Arbeit schlicht Grundriß der Logik.

Wenn sie sich im Titel dennoch als transzendente Logik zu erkennen gibt, so hat das mehrere Gründe. So wäre ein anderer Titel wohl nur als einschränkende oder gar gegensätzliche Bestimmung zur transzendentalen Logik verstanden worden; zudem ist die vorliegende Untersuchung weitestgehend der Versuch einer systematischen Reinterpretation der Kantischen Philosophie, und schließlich ist sie auch selbst aus einer transzendentalen Fragestellung im engeren Sinne – nämlich aus der Frage nach dem Wissen-

schaftscharakter der Wissenschaftstheorie – entstanden.¹ Die eingangs skizzierte Grundthese, wonach die Philosophie Prinzipienwissenschaft ist und daher als selbst- und letztbegründende Wissenschaft sowohl für ihre eigenen Prinzipien, wie auch für die Prinzipien allen anderen Wissens aufkommen muß, ließe sich mit Bezug auf die gegenwärtige Diskussionslage in Philosophie und Wissenschaftstheorie entfalten, wenn man sich nur ernstlich darauf verständigen wollte, daß es dabei um Wahrheit und nicht um ein Gegeneinander von ideologischen Standpunkten und Schulmeinungen zu tun sei. Wem die Wahrheit angesichts des heutigen Wertpluralismus ein zu hartes Wort ist, der kann sich aber auch an die eigene Wahrhaftigkeit und die Konsequenz seiner Denkungsart halten und wird daran erst recht den Kompaß finden, der ihm den Weg zur Prinzipienreflexion weist: denn wie könnte er sich dann wohl in eine Betriebsamkeit finden, die nur noch von der

- 1 Aus der Frage nach dem Wissenschaftscharakter der Wissenschaftstheorie und einem möglichen systematischen Zusammenhang ihrer unterschiedlichen Theorieansätze, ergab sich das Problem der Vereinbarkeit von Wahrheitsanspruch und Historizität der Erfahrungserkenntnis, das schließlich in die transzendente Logik und deren Begründungsproblematik mündete. Der aufgrund dieser Problementwicklung unternommene Versuch (K. W. Zeidler, *Vernunft und Erfahrung. Untersuchungen zum Erkenntnisproblem in Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Wien (masch.schriftl. Habil.) 1986), zwischen der Transzendentalphilosophie und den zeitgenössischen Positionen der Wissenschaftstheorie zu vermitteln, führte allerdings nicht zu der erhofften Verständigung, sondern nur zur Verhärtung bestehender Schulgegensätze, sodaß es sinnvoll erschien in der hier vorliegenden Neufassung die wissenschaftstheoretischen Bezüge zugunsten einer deutlicheren Herausarbeitung der transzendentallogischen Begründungsproblematik zurückzustellen. [Zur Kritik und prinzipientheoretischen Revision der Wissenschaftstheorie siehe meine *Prolegomena zur Wissenschaftstheorie*, Würzburg 2000 (ND 2006)]

Erinnerung an die Vergangenheit der Philosophie lebt und sich im übrigen den jeweiligen Moden und Machthabern anbietet? Die eifrig die Methoden anderer Wissenschaften kopiert, sich ängstlich den Maßstäben der philologischen Kritik und der mathematischen Logik unterwirft, und dennoch meint, sie könne, wenn sie schon selbst nichts Eigenes zustande bringt, den anderen Wissenschaften ihre Dolmetschdienste anbieten? Weil niemand einen Dolmetsch brauchen kann, der nicht einmal seine eigene Sprache versteht, ist der Philosophie denn auch mittlerweile auf dieser letzten Zufluchtsstätte ein mächtiger Konkurrent erwachsen: die Wissenschaftstheorie, die, so will es jedenfalls ihre offizielle Geschichtsschreibung, unbelastet von philosophischen Skrupeln und Scheinproblemen, die Wissenschaften erstmals mit ‚wissenschaftlichen‘ Methoden analysiert.

Verfolgt man die aporetische Entwicklung dieser Disziplin vom hoffnungsfrohen Induktivismus des Wiener Kreises, über den Falsifikationismus Karl R. Poppers, bis hin zum Holismus Quines, der Theorie wissenschaftlicher Revolutionen von Thomas S. Kuhn und zur Anarcho-Methodologie Paul K. Feyerabends, dann wird man freilich unschwer feststellen, daß die vermeintlichen Scheinprobleme der ‚traditionellen Philosophie‘, die durch den ‚logischen Empirismus‘ ein für allemal überwunden sein sollten, sich in seinem Rahmen erneuert haben. In heutiger Sicht wird diese Problementwicklung meist dahingehend interpretiert, daß wir über keine unreviewbaren Standards der Wissenschaft und Rationalität verfügen. Was Wissenschaft, was Rationalität, was Logik und Erfahrung sind und was sie miteinander zu tun haben, sei bestenfalls nur mit Bezug auf ein jeweiliges ‚Sprachspiel‘ zu entscheiden, obwohl man sich ehrlicherweise in diesem Punkte nicht ganz sicher sein könne, weil es andererseits doch auch gewichtige Gründe gebe, die für ein überzeitlich gültiges ‚Apriori‘ sprächen. Der aktuelle Stand der internationalen

Diskussion in Sachen theoretischer Philosophie wird daher in etwa durch folgende Worte Hilary Putnams charakterisiert: die Revisionen dessen, „was wir als ‚a priori‘ [...] ansehen, [...] können nicht grenzenlos sein [...], aber es ist uns im allgemeinen nicht möglich, diese Grenzen zu formulieren.“ Nachdem bereits vorsorglich festgestellt wurde, daß „die ganze Idee einer transzendentalen Natur – also einer Natur, die wir noumenal, unabhängig von unserem historischen oder biologischen Selbstverständnis besitzen – unsinnig ist“ (H. Putnam, *Vernunft, Wahrheit und Geschichte*, Fft/M 1982, S. 117), war allerdings auch kein anderes Resultat mehr zu erwarten. Hat man im Sinne des empiristischen Credo erst einmal vorausgesetzt, daß ‚wir‘ Produkte biologischer und historischer Entwicklungen sind, die sich sinnvollerweise nur in biologischen und historischen Kategorien beschreiben lassen, dann läßt sich tatsächlich nicht unabhängig vom jeweiligen Stand dieser Entwicklungen argumentieren. Ein Denken, das auf der Höhe seiner Zeit steht und dort auch stehenbleiben will, kann sich darum in aporetischen Einsichten dieser Art einnisten und durch keinen noch so fein gesponnenen Beweis daraus vertrieben werden: es hat sein Selbstverständnis nun einmal in animalischen, ökonomischen, sozialen und politischen Gegebenheiten und hat daran genug, obwohl es dieses Selbstverständnis als Denken nie tatsächlich haben, sondern es bloß im Für und Wider eines lauen Skeptizismus suchen kann.

Dieser Skeptizismus ist unwiderleglich, denn was er in seiner Inkonsequenz sucht, ist seine Widerlegung. Er sucht ein unbezweifelbares Fundament des Wissens außerhalb des Wissens, eine Grundlage, die nicht seine Grundlegung, sondern ein ihm schlechthin Vorgegebenes sein soll. Statt der gesuchten Einfalt eines absoluten Grundes, findet er aber tausenderlei Gründe in denen er sich einnisten und sein Spiel weitertreiben kann. Eben darum liegt in der Inkonsequenz dieses Skeptizismus seine ganze Stärke und

Unwiderleglichkeit: er ist der Widerspruch der sich negiert und dadurch als Widerspruch erhält. Dieser Widerspruch ist die Gegenstandserkenntnis. Sie hält daran fest, daß die Erkenntnis des Gegenstandes nicht der Gegenstand des Erkennens ist und will sich dennoch selbst als Gegenstand erkennen. Während die empirische Erkenntnis sich in diesem Widerspruch hält und in ihrer Rastlosigkeit durch ihn gehalten ist, muß die Philosophie – so sie keine empirische Wissenschaft sein soll – durch diesen Widerspruch hindurch. Es genügt nicht, daß sie bei ihm stehenbleibt, bloß eine der beiden Seiten der Gegenstandserkenntnis negiert, und dann so tut als verfüge sie über besondere Gegenstände, die jeden Gegenstand der Erkenntnis, oder über Erkenntnisse, die alle Erkenntnis des Gegenstandes entwerten. Die Philosophie braucht sich bei diesem possiblichen Wechselspiel metaphysischer und skeptizistischer Anmaßungen nicht aufzuhalten, denn sie hat nicht die Aufgabe, die Gegenstandserkenntnis zu entwerten. Sie hat vielmehr die Aufgabe der Begründung. Begründendes Denken aber hat die Aufgabe der Selbstbegründung.

Die spekulative Frage, wie das Denken sich und somit ein Selbst denken kann, ist die prinzipientheoretische Grundfrage der Philosophie. In ihr ist auch die transzendente Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit des Denkens eines Gegenstandes überhaupt enthalten. Wie sie darin enthalten ist und inwiefern die transzendente Fragestellung auf die spekulative verweist und ihrer bedarf, wird im Anschluß an Kant zu zeigen sein, denn die spekulative Frage ist nicht die Ausgangsfrage Kantens. Kant geht aus von der Antinomie von empiristischem Skeptizismus und ontologischem Dogmatismus und spielt sie an der Differenz von Ding und Denken durch, die dieser Antinomie zugrundeliegt. Die Ontologie wird darum von ihm belehrt, daß sie das Gedankending nicht mit dem Gegenstand der Erfahrung und das Denken nicht mit dem Erkennen verwechseln dürfe. Der Empirismus wird hin-

gegen belehrt, daß die Gegenstände der Erfahrung und ihre Zusammensetzungen kein Gegebenes, sondern ein vom Denken mit Bezug auf das Anschauungsmaterial Gemachtes sind. Die Differenz von Ding und Denken bleibt solcherart in Kants transzendentaler Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit des Denkens eines Gegenstandes überhaupt aufbewahrt. Sie macht sich in Kants Antworten auf diese Frage aber auch geltend und bleibt als bloße Differenz von Verstandesspontaneität und rezeptiver Sinnlichkeit der blinde Fleck, um den seine Argumentationen kreisen.

Die ersten vier Kapitel des vorliegenden Buches folgen diesem Kreisgang der Kantischen Beweisführung. Das Beweisziel: die transzendentallogische Entdeckung der Formen des Denkens eines Gegenstandes überhaupt, versuchen die Kapitel 5 und 6 einzulösen, indem – im Gegensatz zur ‚exoterischen‘ Lehre Kantens und zur nach-idealistischen Standardinterpretation des Kritizismus – die Vereinbarung von transzendentalen Idealismus und empirischem Realismus nicht in einem Apriori gesucht wird, das schlechterdings mit dem „Verstande“ zu identifizieren wäre, sondern das gegenstandskonstitutive Verstandesapriori vielmehr aus ursprünglichen – die Differenz von Verstand und Sinnlichkeit allererst ermöglichenden – Weisen der Synthesis entwickelt wird. Diese genetische Grundlegung des Apriori ist anhand der Prinzipien der klassischen Logik und einer Analyse des Seinssinnes der Kopula „ist“ als transzendentallogische Differenzierung der Urteilssynthesis durchzuführen und mit Bezug auf die Gegebenheitsweisen Raum und Zeit durch eine korrespondierende transzendental-phänomenologische Analyse zu vervollständigen. Da das genetische Apriori aber nicht unmittelbar, sondern nur vermittels der reflexiv-synthetischen Bewußtseinsstruktur auf die Kantischen Gegenstandskategorien bezogen werden kann, bleibt in Fortführung des Nachweises der Vollständigkeit der Kantischen Kategorientafel

die spekulative Frage zu beantworten, wie Synthesis (Vermittlung) und damit das Denken selbst zu denken ist. Dieser Aufgabe und den damit untrennbar verbundenen Problemen der Verhältnisbestimmung von transzendentaler und formaler Logik, sowie von regulativer und konstitutiver Apriorität, sind die letzten vier Kapitel gewidmet, wobei in diesem Problemzusammenhang der Begriff der Transzendentalphilosophie in Auseinandersetzung mit einigen ihrer vor- und nach-kantischen Positionen noch näher zu klären sein wird. Wollte man das Ergebnis dieser Klärung vorweg zusammenfassen, dann ließe sich in Abwandlung eines oft zitierten Kantischen Satzes sagen, daß die transzendente Logik seit Platon keinen Schritt rückwärts und mit Kant erst einen Schritt vorwärts hat tun dürfen und folglich schon von den ältesten Zeiten her nahezu vollendet sei. Vordergründig betrachtet, relativiert dieses Resultat den historischen Anspruch, den Kant an seine ‚Revolution der Denkungsart‘ geknüpft hat, es bekräftigt dafür jedoch um so mehr den systematischen Anspruch, den die Transzendentalphilosophie als Prinzipientheorie erheben und auch einlösen muß.